

Das Kunstgewerbe und seine Aufgabe

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Illustrierte schweizerische Handwerker-Zeitung : unabhängiges Geschäftsblatt der gesamten Meisterschaft aller Handwerke und Gewerbe**

Band (Jahr): **4 (1888)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-578041>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Organ
für die
schweizerische
Meisterchaft
aller
Handwerke
und Gewerbe
deren
Zunungen
und Vereine

Illustrierte schweizerische Handwerker-Zeitung

Praktische Blätter für die Werkstatt
mit besonderer Berücksichtigung der
Kunst im Handwerk.

Herausgegeben unter Mitwirkung schweizerischer
Kunsthandwerker & Techniker.

IV.
Band

St. Gallen, den 5. Mai 1888.

Erscheint je Samstags und kostet per Quartal Fr. 1. 80.
Inserate 20 Cts. per 1spaltige Petitzeile.

Redaktion, Expedition, Druck & Verlag von W. Fenn-Barbier, St. Gallen.

Wochenpruch:

Willst du immer weiter schweifen? | Lerne nur das Glück ergreifen,
Sieh', das Gute liegt so nah'; | Denn das Glück ist immer da.

Das Kunstgewerbe und seine Aufgabe.

Was ist eigentlich Kunstgewerbe?
Was ist seine Aufgabe? Um dies zu
beantworten, werden wir, schreibt das
„Ostpreuß. Gewerbebl.“, zusehen, worin
es sich von der Kunst und von dem
Gewerbe unterscheidet. Ein rein künst-

lerisches Objekt ist an sich Selbstzweck, es handelt sich da-
rum, die Idee des Schönen zur Geltung zu bringen. Das
Gewerbe will uns hingegen einen Gebrauchsgegenstand
schaffen. Das Kunstgewerbe will beides vereinigen, künst-
lerischen Geschmack und praktischen Gebrauchswert. Der
Kunstgewerbetreibende muß diese beiden Punkte im Auge
behalten, sonst überschreitet er nach der einen oder der an-
deren Seite die ihm gesteckten Grenzen, seine Aufgabe ist es,
das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, den Tau-
senden von Objekten aller Art, deren der zivilisierte Mensch
bedarf, ein gefälliges künstlerisches Aussehen zu geben. Kann
er dies nicht, so ist es eben kein Kunsthandwerker, sondern
nur ein Handwerker. Tritt andererseits das künstlerische Ele-
ment zu sehr hervor, so haben wir es mit einem Künstler
zu thun, der nun freilich eben dann auch auf diese Weise
vom rein künstlerischen Standpunkte aus nur Halbes leisten
wird. Diese letztere Verfündigung kommt vielleicht häufiger

vor, als die erstere und gerade ist dies wohl der Fehler,
dem das Kunstgewerbe im Anfange seiner Entwicklung unter-
worfen ist. Wie verwerthete man z. B. den bekannten
großen Hildesheimer Silberfund, der sich jetzt im Berliner
Museum befindet! Anstatt das, was daran schön ist, die
Ornamente, Figuren zc., für die modernen Tafelgeräthe zc.
zu verwerthen, machte man sie sklavisch nach und schuf da-
durch etwas, was für unsere heutigen Verhältnisse absolut
unbrauchbar und doch wieder keine reine Kunst war.

Wer Mitte der 70er Jahre Berlin besuchte, konnte fast überall
in den Schaufenstern der Goldarbeiter diese Sachen sehen,
die doch schließlich nur für archäologische Museen brauchbar
waren. Ein anderes Beispiel, das uns noch heute vielfach
entgegentritt, sind gewisse Zimmereinrichtungen im Renais-
sancestyl. So künstlerisch hoch unsere Altvordern standen,
so müssen wir doch gestehen, daß sie, was Bequemlichkeit zc.
betraf, nicht so weit vorgeschritten waren wie wir; man
denke nur an die Polsterung, die Sprungfedern zc. Anstatt
nun zu benutzen, was daran unvergänglich Schönes ist,
stellte man und stellt man noch heute uns die ganze Ein-
richtung jener Zeit mit ihren ungeschickten Stühlen, auf
denen man sich die Knochen im Leibe zerbricht, hin. Woran
liegt die Schuld? Es auszusprechen, dürfte bei vielen als
eine entsetzliche Kezerei gelten, aber selbst auf diese Gefahr
hin will ich es einmal wagen — an dem Phantom des

Styls. In Kunst und Wissenschaft sind wir heute wesentlich historisch und Schreiber dieses theilt gewiß diese Auffassung im Allgemeinen. Wir stehen sicherlich in Allem, was wir wissen und können, auf den Schultern unserer Vorfahren und sicherlich war gegen den falschen, unhistorischen Subjektivismus des 18. Jahrhunderts eine schneidige Reaction nothwendig, aber namentlich auf dem Gebiete der Kunst und besonders dem des Kunstgewerbes kann man auch darin zu weit gehen. Der Rokoko styl gefiel sich darin, dem schrankenloosesten Individualismus und der tollsten Phantasie die Zügel schießen zu lassen, er ging vielfach über die Grenzen des Maßvollen, also Schönen hinaus. Soll man aber nicht lieber nach Art des Gärtners die allzuüppigen Ranken etwas beschneiden, anstatt das ganze Gewächs mit Stumpf und Stiel auszureißen? Weil die Phantasie vielleicht einmal zu weit gegangen ist, soll sie nun ganz und gar verbannt sein? Wir hören so Viele Rokoko, Barock zc. absolut als Ausartungen der Renaissance verurtheilen — weil sie nicht mehr rein stylgemäß sind. Was ist denn nun aber der Styl selber, in dessen Namen es dem Genie verboten sein soll, etwas Eigenes zu schaffen? Es ist ein Produkt aus gar mannigfachen Faktoren, wie dies Semper in einer seiner kleineren Schriften sehr hübsch ausführt: Technik, Material, Zweck, bei hervorragenden Bauten oft auch Terrainverhältnisse, Klima, Lebensweise, persönliche Launen zc. Das Alles macht den Styl. Warum sind die Fenster der ältesten romanischen Kirchen (z. B. auf der Reichenau) so klein? Nun, man hatte kein Glas und bei den häufigen Angriffen, die man im frühesten Mittelalter auszustehen hatte, war es wünschenswerth, so wenig als möglich große Oeffnungen zu haben. Ganz dasselbe ist es mit den heute so beliebten Buzenscheiben. Der Zweck eines Fensters ist es doch, sollte man meinen, soviel als möglich Licht in ein Zimmer zu lassen und hätten unsere biederen Vorfahren es verstanden, große Fensterscheiben zu machen, so hätten sie sicherlich keine Buzenscheiben gebraucht. Heute sind wir dahin gekommen, sie als besondere Schönheit aufzufassen und sie zum Schaden unserer Augen überall anzuwenden, eine Thorheit, die unsere Altvordern der stylgerechtesten Epoche, wenn sie einmal selbst unter uns wandeln könnten, verlachen würden. Jeder Styl war im Verhältniß zum vorhergehenden ein Fortschritt, denn als man z. B. gothisch bauen konnte, verließ man mehr und mehr den romanischen Styl. Wären hier Leute damals so stylgemäß wie wir gewesen, wahrlich, neue Style hätten wohl nie entstehen können. Wie in der Geschichte und in der Entwicklung der Sprache, so arbeitet der göttliche Geist auch in der Kunst nach seinen Gesetzen, wir fühlen sein Walten wohl, aber im Einzelnen wird es uns schwer, die Gesetze festzustellen. Wir können weder Geschichte, noch Sprache, noch Styl machen, aber hinterher, wenn sich etwas Neues herausgebildet, sucht es der Gelehrte zu klassifiziren, wie etwa der Naturforscher Pflanzen und Thiere in Gruppen und Klassen unterbringt. Also wenn das Grundgesetz alles Schönen, Maß und Harmonie, gewahrt bleibt, warum sollten wir dem Genie zu enge Grenzen setzen! Daß das leider so oft geschieht, ist Schuld der Architekten und Kunstgelehrten, die an der Wiege unseres modernen Kunstgewerbes gestanden und die vor lauter kunstgeschichtlicher Gelehrsamkeit oft genug selber in sich die eigentliche schöpferische Kraft erstickten. Hier ist aber bereits schon Besserung eingetreten, auch haben die Architekten heute wohl eingesehen, daß sie nicht auf allen kunstgewerblichen Gebieten in gleicher Weise zu Hause sein können und überlassen namentlich den inneren Ausbau den betreffenden Kunsthandwerkern.

Das Thema verdiente wohl etwas weiter ausgesponnen zu werden, des Raumes wegen müssen wir uns mit dieser

kurzen Bemerkung begnügen, möchte sie zur Folge haben, auch auf das Publikum befruchtend und anregend einzuwirken!

Fortschritte in der Lederverarbeitung und Leder-Industrie.

(Fortsetzung.)

Einen Lederlack, der sich besonders zum Nachlackiren schon gefärbten Leders eignet, bereitet man („Pharm.Ztg.“) in folgender Weise: 1 Gramm Glycerin (spirituslöslich für Lack) löst man durch Digeriren in 100 Kubikcentimeter Spiritus, darauf gibt man noch 10 Gramm Schellack hinzu und löst auch diesen in der Wärme auf. Durch mehrmaliges Anstreichen bis zum gewünschten Glanze erreicht man den Zweck.

Zum Anleimen von Leder an Eisen sind auch schon verschiedene Vorschriften gegeben worden. Sehr empfehlenswerth ist folgendes Verfahren. Man streiche das Eisen erst mit einer Bleifarbe, etwa mit Bleiweiß an. Ist dieser Anstrich trocken geworden, bedeckt man ihn mit einem Cement, welcher folgendermaßen hergestellt wird: Man nimmt den besten Leim, legt ihn in kaltes Wasser, bis er weich geworden; dann löst man ihn in Essig bei einer mäßigen Hitze auf und gibt ein Drittel seiner Masse weißes Terpentinöl zu, mischt es gründlich zu einer geeigneten Dichtigkeit und trägt den noch warmen Cement mit einem Pinsel auf. Das Leder wird dann ausgezogen und schnell an die betreffende Stelle angepaßt.

Eine einfache, überaus leicht durchführbare Probe auf Qualität des Leders ist folgende: Ein kleiner Abschnitt des Leders wird in Essig gelegt; wenn das Leder vollkommen geberbt ist, verändert sich nur die Farbe desselben in eine dunklere, ist jedoch das Leder nicht vollkommen mit Tannin imprägnirt, so schwellen die Fasern in kurzer Zeit stark an und nach und nach verwandelt sich das ganze Lederstückchen in eine gelatinöse Masse.

Eine Anweisung zur Herstellung einer vortrefflichen Lederschmiere gab Sedna. Die Behandlung des Leders ist hiebei folgende: Das Leder wird, je nachdem es mehr oder minder gute Gerbung hat, 12—24 Stunden in weiches Wasser gelegt und während dieser Zeit einige Male zusammengerieben oder gewalkt, als ob es gewaschen werden sollte. Es wird sich dann eine Fettigkeit auf dem Leder zeigen, welche abgeschabt werden muß. Hierauf wird das Leder durch Pressen und Aufspannen von der überschüssigen Feuchtigkeit befreit und zum Trocknen der Luft ausgesetzt. Wenn es beinahe abgetrocknet, wird es nochmals leicht gerieben und dann in der Nähe eines Feuers mit der Salbe eingerieben, soviel es aufzunehmen vermag und endlich an einem warmen Orte getrocknet. Zur Bereitung werden 25 Pfd. reines, gelbes Wachs in 25 Pfd. Terpentinöl zergehen gelassen, 25 Pfd. Ricinusöl, 250 Pfd. Leinöl und 7 Pfd. Holztheer zugefügt und das Ganze innig verrührt.

Die Konservirung der Treibriemen ist für jeden Betrieb von größter Wichtigkeit; ihre Schonung und längere Erhaltung erspart Zeit, Geld und gar vielerlei Unannehmlichkeiten. Ein neuer Treibriemen, welcher auf eine glatt abgedrehte Riemenscheibe gelegt ist, wird anfangs vorzüglich treiben, bis sich seine innere Fläche mehr und mehr glättet und der Riemen zu gleiten beginnt, wo dann ein Schmiermittel angewandt werden muß, welches als Verbindungsmittel von Riemen und Riemenscheibe geeignet ist. Als ein sehr brauchbares Schmiermaterial wurde folgende Komposition empfohlen: Talg 1 Theil, Fischthran 4 Theile, pulverisirtes Colophonium 1 Theil und Bech, aus Holz gewonnen, ein Theil. Der mit dieser Schmiere versehene Riemen wird seine Geschmeidigkeit und Elasticität lange Jahre behalten